



Feierabend



Von José Diaz-Fernandez.

Das ganze Feldlager — es war im Marokkrokrieg — geriet in Aufregung, als das Lastauto von Tetuan eine junge, hübsche Blondine mitbrachte, die Wolken von Parfüm verbreitete. Die Soldaten standen mit offenen Mäulern vor den Baracken, kletterten auf die Mauern und pufften sich gegenseitig, um sie besser zu sehen. Ihre Jugend und Schönheit säte Aufruhr unter die verwilderte Schar, die ausnahmslos durch das seit vielen Monaten aufgezwungene Zölibat des Feldes halbtot war. Weder Hunger noch Durst setzten junge Menschen so zu, wie das rebellierende Fleisch; aller Bodensatz der natürlichen Triebe wird aufgewühlt und verursacht Beklemmungen, erregt Träume und abwegige Versuchungen. Selbst die Seele beteiligt sich an dem physischen Aufruhr und hegt als hinterhältiger Komplize die Sinne auf. In diesem Reizzustand wird die weiche Stimmung der Dämmerung das Grauen der Nacht, selbst die Laute des fremden Landes zu Wellen der Wollust. — Unbekümmert und spielerisch ging die junge Dame durch all die handgreifliche Begehrlichkeit. Wo sie gegangen war, blieb ihr Duft. Ich sah mehr als einen Kameraden mit geblähten Nasenflügeln das Parfüm in sich einsaugen und sich dann in die Baracke aufs Stroh strecken, um es zu genießen wie Rauschgift.

Die Blondine verschwand mit dem begleitenden Unteroffizier im Büro des Stationschefs. Oberst Bilar war ein Bon vivant, der an Gefechtsvorabenden bei den strategischen Erörterungen die Generalstabskarten mit obszönen Zeichnungen bekräftigte.

„Herr Oberst,“ meldete der Unteroffizier, „die Frau Gemahlin des Herrn Leutnant Lopez vom Fort Audal überbringt ein Schreiben vom Höchstkommandierenden für Euer Hochwohlgeboren, mit der Erlaubnis, den Herrn Leutnant zu besuchen.“

„Bohtausend, meine Gnädige, Sie haben Mut, in unser Operationsgebiet zu kommen. Sie müssen den beneidenswerten Herrn Gemahl schon sehr lieben.“

„Und ob! Denken Sie, daß wir uns schon über ein Jahr nicht gesehen haben. Und da die Araber ihm, der ihr Feind ist, die ganze Zeit nichts getan haben, denke ich,

daß sie einer harmlosen Frau erst recht nichts zuleide tun werden.“

„Alles gut und schön. Aber Audal ist einer der äußersten Posten hoch in den Bergen. Keine Möglichkeit, eine Dame unterzubringen. Eine elende Baracke, weiter nichts.“

„Hat mir der General in Tetuan alles schon gesagt. Aber ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt. Stellen Sie sich meines Mannes Verblüffung vor, wenn ich plötzlich auftauche. Er wird mich ja totdrücken.“

Der Oberst hörte mit offenem Munde zu. „Gut, gut, ich sehe ein, daß Sie nach Audal müssen. Unteroffizier, lassen Sie ein Maultier für die Dame satteln und schicken Sie mir den Korporal von der Kolonne Audal.“

Feldmarschmäßig, in zerschliffener Uniform, aber schnittig und raffig wie ein Sportsmann, trat der Korporal Belayo beim Oberst an. Als er eintrat, trafen ihn Carmens Augen, und von da an waren ihre Blicke zueinander gezwungen wie zwei Himmelskörper in die gleiche Bahn.

„Korporal,“ befahl der Oberst, „die Dame hier, Gattin Ihres Leutnants, ist nach Audal zu begleiten. Sie soll eine so gute Eskorte haben, wie der Proviantsad. Das sagt im Felde alles, meine Gnädige. Sie haften mir mit Ihrem Kopf für die Dame, Korporal. Verstanden? Mit Ihrem Kopf!“

Kurz darauf stand der Korporal mit sechs Soldaten, zwei Treibern und zwei Maultieren abmarschfertig bereit. Die Dame durchschritt neben dem Oberst ein Spalier weitaufgerissener Augen. Es war für die ganze Besatzung ein unvergeßlicher Augenblick, als Carmen den kleinen, festen Fuß in die Hand des Obersten setzte, um sich in den Sattel zu schwingen; er verschaffte ihnen den Anblick eines wirklichen Frauenbeines, das ihre Vorstellungen so oft geformt hatten. Sie verteilte noch Scherze und lächelnde Blicke nach allen Seiten, ohne zu ahnen, welche Ernte beklemmender Träume sie säte.

Als lockende Eva setzte sie sich an die Spitze des Zuges. Die Soldaten folgten wie ein Rudel futterneidischer Raubtiere. Jeder überwachte eifersüchtig den anderen. Sen-

gend brannte die Sonne auf den Berg herab und brachte die Steine zum Glühen. Carmen verlangte bald Wasser. Der Korporal reichte ihr seine Feldflasche, die sie erst absetzte, als sie leer war. Der Schweiß rann ihr am Halse herab. Sie öffnete die Bluse, um sich zu trocknen. Belayo stieg das Blut zu Kopf.

„Sie sind gewiß noch unverheiratet,“ sagte sie. „Haben Sie eine Braut in Spanien zurückgelassen?“

„Ach, wenn man so lange fort ist, wird man vergessen.“

„Das glaube ich nicht. Einen Mann wie Sie vergißt man doch nicht. Und die Soldaten? Wer von Ihnen hat eine Braut in der Heimat?“

„Der da rechts und der hintere ihm. Lopez, wie heißt doch deine Braut?“

„Adele.“

„So ein schöner Name,“ sagte Carmen. „Sicher ist sie sehr hübsch.“

„Ja . . . schon. Aber Sie sind hübscher.“ Und Lopez lachte fast anstößig zu seinem Kompliment.

„Du bist galant, Lopez. Laß Adele nur nichts erfahren.“

„Ich bin, wissen Sie . . . ich . . .“ Lopez mußte etwas ganz Verwegenes auf der Zunge gehabt haben. Er verstummte plötzlich, und seine Blicke hingen an ihren Lippen wie die Fliege am Honig.

Die Sonne träufelte Weißglut auf den steilen Saumpfad. Kein Gras, kein Baum. In mühsamem Zickzack kletterten die Maultiere.

„Das ist ja nicht zum Aushalten,“ sagte Carmen zu Belayo. „Könnte man doch das ganze nasse Zeug abwerfen!“

Die Aeußerung trug nicht gerade dazu bei, die erregten Sinne der Männer zu beruhigen. Sie wußten nichts mehr von Müdigkeit und Hitze, in allen brannte nur der brutale Wunsch nach der Frau. Belayo suchte abzulenken: „Wir sind bald an dem Steig, der zum Kabylandorf hinunterführt. Da ist etwas Schatten zum Rasten.“

„Geben Sie mir Wasser,“ bat Carmen. „Sie haben vorhin schon alles ausge-trunken. Lopez, gib deine Flasche.“

Lopez machte die Feldflasche los und gab sie Carmen. Sie blieben etwas zurück

„Ach, das tut gut,“ sagte sie. „Kann ich dir irgendeine kleine Freude machen, Lopez? Hättest du gern etwas?“

„Mir? . . . Mir ist nichts lieber als . . . aber nicht dem Herrn Leutnant sagen . . .“

„Bewahre.“

„Mir ist alles andere egal. Nur auf Weiber bin ich scharf.“

„Denk an Adele,“ drohte sie lächelnd.

Sie hatten die anderen wieder eingeholt. Auf der Höhe hielten zwei Feigenbäume heroisch der Wüsten Sonne stand und boten spärlichen Schatten. In der Tiefe lag das Stabhlendorf und milderte die ungeheure Oede der Landschaft. Der Korporal kommandierte: „Halt!“

Die Soldaten warfen sich zu Boden und knöpften die Röcke auf.

„Der Platz im Schatten ist für die Dame,“ befahl Pelayo.

„Nein, bleiben Sie nur,“ wehrte sie ab. „Wenn wir etwas zusammerrücken, haben wir alle Schatten.“

Als sie aus dem Sattel glitt und sich unter die Soldaten setzte, war es, als spränge eine Flamme in einen Kohlenhaufen. Sie ließ sich die Reisetasche reichen, frottierte Gesicht und Hände mit Kölnischwasser und ordnete mit klotzigen Gesten ihr Paar. Pelayo trat unruhig von einem Fuß auf den anderen und beobachtete sie mit zusammengebissenen Zähnen.

„Wer von euch mag Kölnischwasser? Passt auf, ich werde euch alle parfümieren. Komm her, Lopez, du kommst zuerst daran.“

Lopez kniete vor ihr nieder, und sie leerte die halbe Flasche auf seinen struppigen Kopf. Dann begoß sie einen nach dem anderen.

„Mögen Sie nichts, Korporal?“

„Danke!“

„Sie geben mir einen Korb? Nun, wie Sie wollen.“

Sie verschlang die Hände unter dem Kopf und legte sich zu Boden. Eine Atmosphäre schwüler Sinnlichkeit ging von ihr aus. Ihre kleinen, festen Brüste hoben und senkten sich in kräftigen Atemzügen. Die Soldaten preßten sich mit verhaltenem Atem an sie. Carmen schien nichts von der verdächtigen Stille zu merken, die um sie war. Lopez hatte den Mund an ihrem Knöchel. Pelayo sah es und schrie wütend:

„Genug gerastet! Antreten!“

„Noch eine kleine Weile, Korporal,“ bat Carmen. „Ich bin noch so müde.“

„Nein, es muß sein. An die Gewehre!“

Pelayo starrte mit blutunterlaufenen Augen nach der Gruppe, die sich nur noch enger an die Frau drückte.

„Seid ihr des Teufels? Antreten! Marsch!“

Sie hörten nicht mehr. Einer griff nach Carmens Arm. Sie wollte sich totdrücken. Und dann kam das Furchtbare. Lopez warf sich über Carmen und preßte seine Lippen auf ihren Mund. Und damit brachen die letzten Schranken. Alle stürzten sich zu gleicher Zeit auf die Frau und kämpften wie losgelassene Bestien finster und verbissen mit Fäusten und Zähnen um ihren Besitz.

„Herr des Himmels! Lopez, Martinez!“ schrie Pelayo rasend.

Er riß das Gewehr hoch und schoß, einmal, noch einmal. Heulend, blutüberströpft fiel die Gruppe auseinander und wälzte sich am Boden. Carmen war tot. Eine Kugel hatte sie in die Stirn getroffen.

Grenzen des Wachstums.

Ueber die Grenzen, die dem Wachstum der Lebewesen gesetzt sind, hat Professor R. Hesse in einem Vortrag in der Preussischen Akademie der Wissenschaften, über den in der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau“ berichtet wird, interessante Beobachtungen mitgeteilt. Die Größe einer Tier- und Pflanzenart hängt ab von der Intensität und Dauer des Wachstums. Wachstum ist nur möglich auf Grund der aufgenommenen Nahrung, die teilweise zur Deckung der Betriebsaufgaben des Organismus dient. Was übrigbleibt, wird für das Wachstum benutzt, und wenn der Betriebsstoffwechsel verhältnismäßig gering ist, kann das Wasser größer sein. Daher erreichen Pflanzen viel bedeutendere Höchstmaße als Tiere, so die Mammutbäume eine Höhe bis zu 120 Meter, die Wale dagegen nur eine Länge bis 30 Meter. Wassertiere, die für das Tragen der Körperlast, das vom Wasser besorgt wird, keine Energie auszugeben brauchen, werden insoweit größer als Lufttiere. Der Grönlandwal kann über 100.000 Kilogramm wiegen, der Elefant nur gegen 6000. Auch der Flug stellt hohe Betriebsansprüche und daher werden fluglose Vögel größer als andere; der Strauß wiegt 90 Kilogramm, dagegen der größte der Flieger, der Kondor, nur 11 Kilogramm. Mangel an Nahrungsmitteln erzeugt kleinere Formen; freilebende Fadenwürmer erreichen meist nur 1 Millimeter Länge, parasitische dagegen, die bei ihrem Wirt mehr zu essen finden, werden viel länger, der Spulwurm bis 40 Zentimeter. Der Bauplan eines Tieres bestimmt seine Größe mit, und Tiere von riesigen Ausmaßen müssen auch sehr dicke Stützen haben. Daher hat das Skelett bei großen Tieren einen viel höheren Anteil am Körpergewicht als bei kleinen: bei der Spitzmaus 7.9 Prozent, bei der Katze 11.5 Prozent, beim jungen Hund aber schon 14 Prozent und beim Menschen 12 bis 18 Prozent. Wichtig für das Wachstum ist auch die Größe der Darmoberfläche, denn von ihr hängt die Menge und Verwendung der Nahrung ab. Beim Eintritt der Geschlechtsreife wird der Ernährungsüberschuß, der bis dahin dem Wachstum diente, für andere Zwecke benutzt. Da höhere Temperaturen die geschlechtliche Reife beschleunigen, so erreicht dieselbe Art in wärmerer Umgebung eine geringere Größe als in kälterer. Meerestiere werden in kalten Meeren größer als in

warmen. Im eurasiatischen Gebiet nimmt jede Tierart von Südwesten nach Norden und Nordosten an Größe zu, und so kommt es, daß in kalten Gegenden die größten Formen der Tierarten, in den wärmsten Gegenden die verhältnismäßig kleinsten vereinigt werden A. M.

Die Wasserjungfern.

Wer am Ufer eines stillen Flusses, an einem Teich, See oder Weiher die oft recht hübsch gefärbten Wasserjungfern oder Libellen dahinschweben sieht oder sie auch auf Gebüsch, Schilf und Sumpfpflanzen beobachtet, der denkt gewöhnlich bei sich, daß dies hübsche, kleine, harmlose Tierchen seien. Freilich, könnten die diesen kleinen Tierchen im Wasser und die mancherlei Insekten über und neben dem Wasser sprechen, so würden diese uns sagen, daß die Libellen die größten Raubtiere sind, die es nur geben kann.

So ist es auch. Wenigstens sind die Libellen für viele Kleintiere die gefährlichsten Raubtiere; nicht umsonst werden sie die Falken unter den Insekten genannt. Im Verhältnis zu ihrer Größe können die Wasserjungfern zu den Tieren gerechnet werden, die die gefährlichsten Waffen besitzen. Auch die scharfen Reißzähne der größten Raubtiere sind, immer im Verhältnis zur Körpergröße, nicht so gefährlich wie die beiden von der Oberlippe bedeckten Zangen, die die Libellen im Maul haben. Die Wasserjungfern fressen die Fliegen im Fluge auf oder verzehren ihre Beute auf einem Schilfstengel. Dabei sind die Wasserjungfern sehr freßgierig. Auch ihre Larven, die zunächst im Wasser leben, gehen eifrig auf Beute aus, fressen allerlei Wassergetier und wagen sich sogar an ganz junge kleine Fische heran.

Man unterscheidet bei den Wasserjungfern Gleichflügler und Ungleichflügler. Die Gleichflügler haben einen schmalen, stabförmigen Leib und fliegen langsamer, die Ungleichflügler sind robuster gebaut und fliegen sehr schnell. Die Wasserjungfern unternehmen oft in Massen große Wanderungen. Auf der ganzen Erde kennt man mehr als tausend Arten, in Europa über hundert, in Deutschland gegen achtzig Arten. Einige Arten sind in Europa und auch noch in großen Teilen Asiens verbreitet. Die schönsten buntfarbigen Wasserjungfern sind jedoch nicht bei uns anzutreffen, sondern in den Tropen. A. M.

Doctor Sorbeds Abenteuer.

Von Karl Schap.

Der Arzt Dr. Sorbed bewohnte eine Villa, die tief in einem Garten lag. An einem Abend gegen 10 Uhr sah der Arzt lesend in seinem Zimmer. Seine Frau war mittags zu ihrer Schwester gereist; ein Telegramm hatte sie nach dort gerufen. Das Hausmädchen hatte um Ausgang gebeten, so daß Dr. Sorbed allein im Hause weilte.

Da erklang die Klingel. Kam das Mädchen schon heim? Aber die hatte doch einen Schlüssel mitgenommen. Als Dr. Sorbed öffnete, stand ein Mann vor ihm. „Wie kommen Sie denn in das Haus?“

„Ich fand die Tür offen.“

„Die Haustür offen?“ fragte Dr. Sorbed. „Das ist ja sonderbar.“ Der Arzt sann einen Augenblick. Dann zu dem Manne: „Was wünschen Sie?“

„Ich möchte Sie bitten, zu meiner kranken Frau zu kommen.“

Dr. Sorbed wollte erst nicht. Er ließ sein Haus zu dieser Zeit nicht gern ohne Aufsicht.

Schließlich gab er doch den Bitten des Fremden nach, zumal da dessen Wohnung nicht allzu fern war.

„Hier hinein, Herr Doktor!“ Der Mann öffnete eine Tür am Ende des Flurs. Das Zimmer war dunkel. Nur durch den Spalt einer Tür zum Nebenzimmer drang ein schwacher Lichtschein.

„Wo liegt die Kranke?“

„Nebenan. Sie schläft. Sie leidet an einer besonderen Krankheit.“

„So — und was ist das für eine,“

„Sie stiehlt mir meine Ideen. Wenn ich arbeite, tritt sie unbemerkt hinter mich. Ich fühle das, kann mich aber nicht dagegen wehren, wenn sie mir meine Gedanken raubt.“

„Das ist sonderbar.“ Dr. Sorbed wurde mißtrauisch.

Der Mann machte Licht. „Sonderbar? — Nein durchaus nicht — sie will sich rächen. Aber sie soll ihr Ziel nicht erreichen. Ha, ha, ha —“

nicht erreichen! — Sie schläft jetzt — da wird es gelingen!"

"Was?"

"Sie müssen mir helfen, müssen diesen Herd in ihrem Gehirn zerstören, — den Schädel anbohren — die Stelle, wo dieser Wille sitzt, vernichten — radikal vernichten."

Dr. Sorbed merkte, daß er es mit einem Irren zu tun hatte. Das war böse. Er sah sich im Zimmer um. Der Mann beobachtete ihn scharf. Als der Arzt einen Schritt nach der Tür machte, sprang jener mit einem Satz vor, verschloß die Tür und zog den Schlüssel ab. „Gefangen," murmelte Dr. Sorbed.

"Sie kommen nicht heraus — erst müssen Sie getan haben, was ich verlange!" Der Mann zog einen Revolver hervor. „Willfahren Sie nicht, schieße ich Sie nieder!"

Jetzt hieß es Ruhe bewahren. Vielleicht bot sich ein Ausweg, dachte Dr. Sorbed. Zu dem Manne gewandt: „Ich habe ja noch gar nicht gesagt, daß ich Ihnen nicht helfen will." Der Irrensinnige steckte die Waffe wieder ein, behielt aber die Hand in der Tasche.

„Ich befürchte nur, Ihre Frau wird erwachen, wenn ich die Operation vornehme."

„Erwachen? — Hifi, ich gab ihr ein tüchtiges Pulver — sie wacht nicht auf."

„Schön — aber Instrumente muß ich doch erst haben."

„Instrumente?" Der Irrensinnige sann nach. „Geht es nicht mit einem Bohrer? — Den habe ich da. — Bewiß, das geht! — Sie nehmen den Bohrer — keine Widerrede! — Sie bohren in das Gehirn..." Der Mann lauschte an der Tür. — „Sie schläft noch, das Pulver wirkte doch gut."

„Kann ich Ihre Frau einmal sehen?"

Der Mann öffnete die Tür ein wenig. Dr. Sorbed trat näher und sah eine junge Frau, bis an den Hals zugedeckt, auf einer Chaiselongue liegen. Er streifte den Irrensinnigen dabei am Arm. Sofort schob der Arzt zurück und schloß die Tür: „Sie wollen mir wohl meinen Revolver wegnehmen, he? Den halte ich fest! Sehen Sie, so." Der Mann bewegte die Waffe vor dem Gesicht des Arztes hin und her. Diesem wurde recht unbehaglich zumute. Sich zur Ruhe zwingend, sagte er: „Strecken Sie die Waffe ein; sie könnte losgehen, und die Kugel könnte mich treffen. Dann kann ich Ihnen nicht mehr helfen."

„Hm, da haben Sie recht." Der Mann steckte den Revolver wieder ein und setzte sich auf einen Stuhl nahe dem Fenster. Es schien, als lauschte er. Auch Dr. Sorbed setzte sich. Was würde nun kommen? Minute auf Minute verrann. Plötzlich stand der Mann wieder auf. Unruhig ging er hin und her, hatte scheinbar den Arzt vergessen. Dieser dachte daran, zu versuchen, doreerst einmal in das Zimmer zu gelangen, in dem die Frau lag. Er stand auf. Sofort nahm der Irrensinnige eine drohende Haltung ein. Dr. Sorbed setzte sich wieder. Vielleicht beruhigte sich der Kranke, wenn auch er sich selbst ruhig verhielt.

Dem Arzt dänkte die Zeit des Wartens endlos. Da ertönte auf der Straße das Hupensignal eines Autos. Zweimal kurz, einmal länger. Der Irrensinnige sprang zum Fenster und im gleichen Augenblick wieder zurück. Ehe sich Dr. Sorbed dessen verjah, war er im Finstern. Im Nebenzimmer ertönte Gepolter. Eine Tür wurde zugeschlagen. Dann war es still um den Arzt. Dr. Sorbed lauschte. — Was war geschehen? Er machte Licht. Die Tür zum Nebenzimmer stand offen. Vorsichtig schlich der Arzt zur Tür — das Zimmer war leer. Wo waren der Geisteskranke und die Frau?

Als Dr. Sorbed nach seiner Befreiung in seine Wohnung eilte, stellte er fest, daß der

Schmuck seiner Frau und die wertvollsten Teile seiner Sammlung geraubt waren. Er war in eine Falle getappt. Das Telegramm an seine Frau war eine Fälschung gewesen, der Ausgang des Mädchens hing ebenfalls mit der Geschichte zusammen. Und das Tollste. Er war einem

der Bande aufgefressen, der ihn aus der Wohnung lockte und so geschickt den Irren spielte, daß er, der Arzt, sich täuschen ließ. — Deshalb schwieg Dr. Sorbed über dieses Erlebnis und fand sich mit dem recht erheblichen Verlust ab.

Arbeiter im fremden Land.

Von Paul Szende.

In einem großen Vorzimmer sitzt behaglich eine große Gesellschaft, zwölf Männer und drei Frauen, beisammen. Ein angeregtes Gespräch über politische Dinge wird geführt. Der Lehrer erzählt seine Erlebnisse im faschistischen Italien, der Eisenbahnbeamte berichtet von der Stärke der belgischen Faschisten. Man trinkt Wein, die Hausfrau trägt Mehlspeisen auf. Alles ist gut gelaunet, einige Herren sogar nach der allerletzten Mode. Die Anwesenden sprechen einander mit Monsieur und Madame an.

Die Tür öffnet sich. Ein Mann tritt ein, der vor einigen Minuten weggegangen war, um die Vereinsprotokolle zu holen.

„Denk' euch," sagt er traurig, „der arme Franz ist gestorben."

„Unmöglich," sagt eine Frau.

„Doch, gestern abend. Joseph war heute im Spital, er konnte aber nicht einmal die Leiche sehen."

Ich muß jetzt mein Inlognito lästern, denn sonst ließe ich Gefahr, für einen Romanschreiber gehalten zu werden, der einen spannenden Gesellschaftsroman vom Stapel lassen will.

Diese Szene spielte sich vor kurzer Zeit in der Nähe der nordfranzösischen Stadt Lens in einem Bergarbeiterdorfe ab. Alle Anwesenden, der ehemalige Lehrer und der Eisenbahnbeamte mit eingerechnet, waren ungarische Grubenarbeiter, die teils vor der politischen Verfolgung, teils vor der Arbeitslosigkeit flüchtend, auf ihrem Lebenswege nach Nordfrankreich verschlagen worden sind. Vormittags hielt ich einen Vortrag im Lenser Gewerkschaftshaus und dann war ich bei einem Genossen zu Gast. Nach dem Essen kamen viele andere Genossen. Alle haben ihren gemeinsamen Ursprungsort verraten: das große und schlechte Warenhaus „Zum Grubenarbeiter" in Lens. Auch die Elenganz einiger junger Leute reduzierte sich bei dieser Entdeckung. Die meisten sprechen nur wenig französisch, doch bedienen sich alle der französischen Anrede. Wie könnte es auch anders sein? In demselben Dorfe wohnen in inniger Lebensgemeinschaft mit den Ungarn tschechische, polnische, italienische, portugiesische Bergarbeiter. Wie soll man sich gegenseitig anreden. Die vielen fremden Namen kann man sich doch nicht merken. Dann kommt der Priestertäger, der Wachmann, der Gas- und Elektrizitätskontrollleur; sie sprechen alle Leute mit Monsieur und Madame an. So haben diese zwei französischen Worte bei allen Nationen dieses modernen babylonischen Turmes Eingang gefunden.

„Wer ist gestorben?" frage ich.

„Mein Schwager," sagt der soeben angelommene Genosse. „Er war erst einundzwanzig Jahre alt, ein sauberer Bursche und guter Arbeiter."

„Was hat ihm gefehlt?"

„Er war seit anderthalb Jahren lungenkrank. Vor zwei Jahren kam er aus Ungarn, wo er keine Arbeit finden konnte; ein kräftiger, gesunder, junger Mann. Er mußte aber hier wochenlang in einem Schacht arbeiten, wo das Wasser bis zu den Anien reichte. Die Gesellschaft gibt keine wasserdichten Stiefel. Er wurde

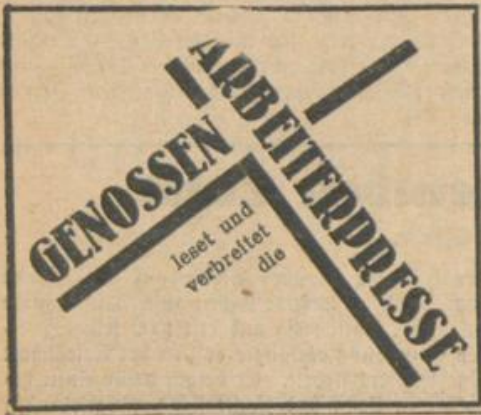
krank, sobald er aber wieder auf den Beinen war, nahm er dieselbe Arbeit auf. Dann wurde er wieder bettlägerig und erst nach seiner zweiten Gesundung verlangte er von der Gesellschaft eine leichtere Arbeit. Er bekam dafür einen geringeren Lohn und fühlte sich zurückgesetzt. In der letzten Zeit befahte er sich sogar mit dem Gedanken, wieder in diesen mörderischen Schacht zurückzuführen. Dann kam aber die dritte, die letzte Krankheit. Und nun ist er tot."

„Gibt es viele Krankheitsfälle unter den ungarischen Arbeitern?"

„Lungenkrank und Rheumatiker sehr viele," ist die Antwort. „Kann es bei dieser Arbeit und bei den mangelhaften gesundheitlichen Einrichtungen der Gruben auch anders sein? Und die vielen Unfälle! Die Gesellschaft regt das nicht auf. Es gibt so viele fremde Arbeitslose; derunglückt einer, melden sich sogleich zehn an seiner Stelle."

Man spricht weiter von der Gesellschaft, der Eigentümerin der Gruben. Alles, was hier zu sehen ist, gehört ihr: Häuser, Schulen, Straßen, sogar öffentliche Plätze, Gas, Elektrizität, Autobusse. Ohne ihre Erlaubnis kein Schritt, kein Atemzug. Dieser Begriff: Gesellschaft türmt sich in übermenschlicher Höhe vor den armen ausländischen Arbeitern auf. Nicht der Mensch entscheidet über sein eigenes Schicksal, sondern die Gesellschaft. Fleiß und Ehrlichkeit schützen nicht vor der Entlassung, wenn die Gesellschaft es will. Die Aufsehung gegen sie ist hoffnungslos und zwecklos. Auch zu Hause im eigenen Lande erscheint das Kapital, die große Fabrik in den Augen der einzelnen Arbeiter als eine ungeheure Macht. Hier aber, wo er ihr, jedes Rechtsschutzes bar, gegenüber steht, entwickelt sich in seinen Augen diese Gesellschaft zu einem unheimlichen, zu einem mythischen Wesen. Der geringste Widerstand, eine unvorsichtige Meinungsäußerung wird mit Entlassung bestraft. Zwei junge Arbeiter wurden nach dem Elsch verurteilt, da sie sich weigerten, dorthin zu gehen, wurden nicht nur sie, sondern auch ihre Väter entlassen. Man kann nichts tun. Schweigen und weiterarbeiten!

Das Gespräch wird immer leidenschaftlicher. Erbitterung, Haß, Empörung, Verzweiflung, blutiger Pessimismus quellen hervor. Ich schaue mir die Männer an, die in harter Arbeit für ihr Leben kauft und die Frauen, die ihnen beistehen und Kinder zur Welt bringen. Welche geheime Kraft treibt sie vorwärts, welche unwiderstehlicher Instinkt veranlaßt sie, den Kampf um das tägliche Brot unter den schwierigsten Verhältnissen immer und immer wieder aufzunehmen? Einer erzählt, wie er tagelang mit knurrendem Magen barfuß auf der Landstraße herumirrte, um eine Arbeitsgelegenheit zu finden; ein anderer berichtet, wie er gezwungen war, eine Arbeit unter den demütigendsten Bedingungen anzunehmen. Heute haben sie doch alle Dach und Brot, morgen aber, wenn die Gesellschaft es so will, sind sie dem Elend preisgegeben. Warum kommt in den Köpfen dieser Männer nicht der Gedanke auf, diese Gesellschaft völlig zu vernichten — dazu haben sie doch die Kraft —, warum verzichten diese Frauen nicht darauf, Kinder zu gebären, Warum?



Das Gesprächsthema wechselt allmählich. Das Leben verträgt nicht, daß man immer trauert und Klagelieder singt. Man kommt wieder auf die Politik zurück. Große Worte: Sozialismus, Faschismus schwirren durch die Luft. Der früher bittere Ton des Gesprächs ist geschwunden. Hoffnung, sogar himmelstürmender Optimismus brechen sich Bahn. Sollte die Verwirklichung des Sozialismus nur ein ferner Traum sein? Keineswegs. Unsere Kinder werden es erleben. Vielleicht auch wir. Ja, wir werden es jedenfalls noch sehen, wie die neue Welt anbricht!

„Wann wird das Begräbnis sein?“ fragt ein Genosse. „Wir wollen auch nach Velle fahren.“

„Meine Frau will aber, daß wir den armen Franz hier in Vels begraben.“

„Es hat aber keinen Sinn“, sagen mehrere, „dafür so viel Geld auszugeben. Dem Toten ist es schließlich alles eins, ob er in Vels oder in Velle begraben ist.“

„Ja, ja“, sagte der Schwager, „aber meine Frau mußte ihm versprechen, ihn in Vels begraben zu lassen, damit er in unserer Nähe bleibe; er hat auch darauf bestanden, daß wir, wenn wir einmal nach Hause gehen, seinen Sarg mitnehmen.“

Es kommt sehr oft vor, daß die Frau, die in Ungarn geblieben ist oder auch die Eltern ihre Toten trotz der hohen Kosten nach Ungarn bringen lassen. Das Land, das sie vertrieben hat oder verhungern ließ, kann ihnen nur Gräber bieten!

Der sprachgewandte Kellner.

Ich sitze in dem kleinen Café der Punta Tragara in Capri und sehe nach der Sonne, die eben hinter den Monte Solaro taucht. Am Nebentisch ruft ein Gast den Kellner: „Cameriere, pagara!“ (Kellner, zahlen!)

Der dicke Herr an meinem Tische fragt die dicke Dame neben ihm: „Wollen wir nicht auch gehen, Dorju?“ Dorchen nickt: „Ja, wenn die Sonne weg is, wird's mir immer zu bald hier oben.“

Er zückt darauf die Brieftasche und ruft: „Gammurjäre, badare!“ Der Kellner versteht das natürlich nicht. Dringender ruft der Dicke: „Gammurjäre, badare!“ Der Kellner starrt träumerisch nach der Sonne. Da nimmt der Dicke ein Fünflirestück, klopft damit auf den Marmor des Tisches und ruft, nein brüllt zum drittenmal: „Gammurjäre, badare!“

Der Kellner kommt sofort angeflutet: „Signore . . .?“

„Badare!“ sagte der Dicke mit beleidigtem Gesicht.

„???“

„Badare!“ schreit der Dicke und zeigt dem Kellner das Geldstück.

Ein freundiges Grinsen überzieht das Gesicht des dienstbaren Geistes: „Ah, il Signore vuole pagare! Certamente . . .!“

„Si sie, badare!“ mordet der Dicke das schöne Wort „Pagare“ weiter. Und sagt darauf zu Dorchen: „Das hab awr lange gedauert, bis der das begriffn had!“ Worauf der Kellner zu allseitigem Erstaunen erklärt: „Sie hadden zwei Gaffee und ein Schiggju Guchn. nich wahr?“

„Ja“, nicht der Sachse. „Saachn Se mal, Sie schbrechen wohl Deudsch?“

„Nu, freilich, Signore!“

„Wo ham denn Sie das gelernt?“

„Na, hier in Adalju. Da had mir's doch so viel mid Deudschn zu tun, und da hawe ich mir ähnd in den zehn Jahren angewoend, Hochdeudsch zu sprechn. Hier vergehn doch so viele Herren aus Leibzig, und da hawe ich das ähnd mid dr Zeid gelernt.“

Der Dicke darauf zu seiner Frau: „Dibsch gann der das, nich wahr, Dorju? Und vollgontnen ohne. Aggzend!“

Dies und das.

Eine Konkurrenz des Wachhundes ist der Gänserich, der von Geflügelzüchtern vielfach benutzt wird, um ihr Eigentum gegen nächtliche Diebe zu schützen. Die Gänseriche melden rascher und wirksamer jede drohende Gefahr als die Hunde es tun. Hinzu kommt, daß die Diebe die Gänseriche mehr fürchten, da man natürlich meist besonders kräftige und bissige Tiere für diesen Posten auswählt. Ein Schlag mit den Flügeln genügt oft, den Gegner matt zu setzen. Auch in Amerika wurden die Gänseriche schon lange für diesen Zweck benutzt.

Die Bermudainseln im Atlantischen Ozean sind ein zoologisches und geographisches Wunder. Tausend Kilometer von der nächsten amerikanischen Küste hebt sich aus 500 Meter tiefem Meer ein vulkanischer Keil, auf dessen Spitze vor unendlichen Zeiten Milliarden von Korallenriffen ihre Riffe gebaut haben. Es sind die nördlichsten Koralleninseln unserer Erde.

Einer der merkwürdigsten Bäume, die es gibt, ist der Banyanbaum, der zur Familie der Feigenbäume gehört und immergrüne Blätter hat. Das Eigentümliche an diesem Baum ist, daß von seinen Ästen lange Luftwurzeln zum Boden niederwachsen und sich hier festigen. Diese Luftwurzeln werden mit der Zeit so dick wie Baumstämme, so daß man den Eindruck hat, in einem ganzen Walde zu sein, wenn man unter einem Banyanbaum steht. Die größten dieser Bäume gibt es am Verbadda-Fluß in Indien. Der eine von ihnen bedeckt ein Gebiet von 700 Quadratmeter und es gehen nicht weniger als 350 Luftwurzeln von seinen Ästen nieder. Im Verhältnis zu der Ausdehnung ist die Höhe des Banyanbaumes nicht bemerkenswert.

Die Säcke, die bisher für den Transport von Poststücken benutzt wurden, waren insofern unbesriedigend, als sie nicht aus feuerfestem Material gemacht waren. Jetzt sind jedoch in Amerika Postsäcke erfunden worden, die allen Anforderungen entsprechen. Sie bestehen aus einer Schicht hundertprozentigen reinen Asbestes mit einer Leinwandhülle zu beiden Seiten. Der Stoff ist an den Nähten mit Stahlmieten genietet und hat dreifache Schösser, die das Feuer hindern, etwa durch die Öffnung einzudringen. Oben auf den Säcken, unmittelbar unter dem Verschluss, wird ein Luftkissen gelegt, um die warme Luft bei einem eventuellen Brande von den Poststücken fernzuhalten.

Weiteres.

Bech. „Der arme John hatte ja schönes Bech mit seinen Losen! Er gewann eine Mastgans, hundert Zigaretten und eine Flasche Cognac!“ — „Und das nennen Sie Bech.“ — „Na ja . . . er ist Vegetarier, Abstinenzler und raucht nicht!“

Moderne Ehe. In ein elegantes Hotel kommt eine feiche junge Dame und sagt zum Portier: „Bitte, rufen Sie Herrn Ritter!“ — „Verzeihung, gnädige Frau, ein Herr dieses Namens wohnt nicht hier — oder meinen Sie vielleicht Herrn Ritter?“ — „Ja, Ritter oder Ritter oder so ähnlich! Ich bin seine Frau, bitte melden Sie mich!“

Uebertreibung. Der englische Humorist Sidney Smith hörte eines Tages, daß ein Bekannter die Absicht hatte, eine sehr beliebte Dame zu heiraten. Sidney Smith schlug die Hände über den Kopf zusammen und schrie: „Das ist doch unmöglich! Wie kann er die Dicke heiraten! Sie wollten wohl sagen, er will einen Teil von ihr heiraten! Sie ganz zu ehelichen, das wäre ja Bigamie, ach, was sage ich, Polygamie wäre es — so fett ist sie! Sie ist so schwabbelig, daß man mit ihr eine ganze englische Kolonie bevölkern kann. Sie ist so umfangreich, daß man seinen Morgen Spaziergang rund um sie herum machen kann, vorausgesetzt, daß man gesunde, kräftige Beine hat und daß unterwegs Bläse zum Ausruhen eingerichtet werden.“

Gemeinheit. „Gestern komme ich von der Reise zurück. Als ich den Koffer auspackte, finden sich zwei Banzen zwischen meinen Sachen.“ — „Na, die werden sich aber gestrent haben, daß sie wieder zu Hause waren.“

Die große Frage. Der kleine Paul quält, wie schon oft, seine Eltern mit der Frage, wo die kleinen Geschwister herkommen. Er wird, wie immer, mit ausweichenden Antworten abgefertigt. Da sagt er schließlich resigniert: „Na, wenn ihr's mir's denn auch nicht sagt, — wenn ich groß bin, dann frage ich meine Frau, die wird mich wohl nicht verlohnen.“

Sein letzter Wunsch. Ein Arzt, der allein am Sterbebett eines Kranken weilt, fragt diesen, ob er noch irgendeinen Wunsch habe. Mit ersterbender Stimme haucht der Kranke: „Au — — ändern — — Doktor möch' i!“

Zu einem Sanatorium des Berliner Westens wurde einer sehr eleganten Dame der Blinddarm herausgenommen. Einige Tage nach der Operation sieht sie zum ersten Male die entstandene Narbe. „Sie haben mich aber schön zerschnitten“, meint sie kokettierend zu dem Chirurgen. „Ja“, sagt er, „tief ausgeschnitten werden Sie nicht mehr gehen können.“

Großschnauzigkeit. „Geh halt hera, nacha schmeiß i die in d' Luft, daß d' verhungerst, bis d' wieder runterkimmst!“ — „Tue bi net äußern, sonst hau i di an d' Wand, daß drei Maurer acht Wochen arbat'n müass'n, di wieda aufi kriagn!“

„Seit fünf sibe ich hier und warte auf meinen Mann. Jetzt ist es bereits halb sechs und er ist noch nicht da.“

„Wann hatten Sie sich denn verabredet?“

„Um vier!“

„Wie gefällt es Ihnen in Ihrem neuen Siedlungshäuschen?“

„Wissen Sie, es ist ja etwas schwach gebaut, aber na, wenn ich mal ntesen muß, gehe ich eben auf den Hof.“